

Daher würden die „Ostdeutschen“ die Wiedervereinigung als Kolonisierung durch den Westen wahrnehmen. Die Äußerung einer Befragten ist in dieser Hinsicht aufschlußreich: „Meine Hoffnungen waren natürlich völlig andere als das, was sich dann durchgesetzt hat (...) Und leider Gottes hat es sich erwiesen, das uns hier der Kapitalismus pur ereilt hat und ich mich jetzt eigentlich in einer Kolonie des Westens wohnen sehe.“ (S. 112)

Interessant an diesem Band ist die Tatsache, daß er ermöglicht, Einsicht in die verschiedenen Erwartungen und Motivationen zu gewinnen, die breite Kreise der DDR-Bevölkerung zur Zeit der Wende mobilisierten. Er trägt so gesehen zum Verstehen bestimmter sozialer Auseinandersetzungen und Fragestellungen bei. Allerdings ruft er auch einige Bedenken hervor. Zunächst wird der Begriff „Ostdeutsche“ von den Autoren im Nachwort unkritisch als analytische Kategorie übernommen. Darüber hinaus kann man sich die Frage stellen, inwiefern die Positionen und Erwartungen der befragten Akteure repräsentativ sind und der sozialen und politischen Differenziertheit der gesamten Bevölkerung der damaligen DDR Rechnung tragen.

Interessanter noch wäre der Band als Untersuchungsgegenstand. Es wirft nämlich das Problem des Umgangs mit der „Erinnerung“ im Konstruktionsprozeß eines „Wir-Bewußtseins“ auf. Erinnerung ist keine reine Rekonstruktion vergangener erlebter Geschehnisse bzw. Gefühle, sondern sie ist auch Teil einer auf die Gestaltung der Gegenwart und die Bestimmung der Zukunft abzielenden individuellen oder kollektiven „Sinnggebung“. Im vorliegenden Fall wird die Erinnerung an eine Art „Gründungsmythos“ (die „friedliche

Revolution von 1989“) gekoppelt und erlangt daher eine kollektive Dimension. Erinnert wird hier an die „authentischen“, „wahren“, „ursprünglichen“ Zielsetzungen und Hoffnungen der Beteiligten, die nicht vergessen werden sollten. In einer solchen homogenisierten Form soll die Erinnerung nicht nur eine „Korrektur“ der institutionellen Geschichtswissenschaft darstellen, sondern sie dient auch zur Mobilisierung der Beteiligten und potentiellen Mitglieder der betreffenden Gemeinschaft für die Gestaltung der Zukunft den „ursprünglichen“ Zielsetzungen entsprechend und ist somit Teil der Konstruktion eines „Wir-Bewußtseins“.

Hyacinthe Ondo

Thomas Kühne/Benjamin Ziemann (Hrsg.), Was ist Militärgeschichte? (= Krieg in der Geschichte 6), Ferdinand Schöningh, Paderborn u.a. 2000, 359 S.

Was ist Militärgeschichte? Diese Frage beantwortet auch der vorliegende Sammelband nicht abschließend – glücklicherweise, denn anstelle einer einseitigen Definition bieten die 18 Beiträge ein breites Spektrum unterschiedlicher Forschungsansätze und Einstiegsmöglichkeiten zu einem Thema, dessen Relevanz für die Geschichtswissenschaft unstrittig ist. Dennoch hat die Militärgeschichtsschreibung in Deutschland lange unter der problematischen Tradition der „applikatorischen“ Kriegswissenschaft des 19. und frühen 20. Jh.s gelitten und ein wissenschaftliches Schattendasein geführt. Darauf weisen fast alle Autorinnen und Autoren des Bandes hin.

Sie wurde von den Militärs in eigener Regie und zum Wohle zukünftiger Kriegführung betrieben. Herausragende Einzelansätze so unterschiedlicher Figuren wie Carl von Clausewitz, Hans Delbrück oder Eckart Kehr konnten daran nichts ändern, und selbst die Gründung des formal wissenschaftlich unabhängigen Militärgeschichtlichen Forschungsamtes in der Bundesrepublik Ende der fünfziger Jahre führte nicht unmittelbar zu einem Wandel. Erst in den letzten zehn bis zwanzig Jahren hat die Militärgeschichte den Anschluß an die allgemeine Geschichtswissenschaft gefunden und ist in einen produktiven Dialog mit der Sozial-, Kultur-, Alltags- oder Geschlechtergeschichte eingetreten.

Der vorliegende Band, dessen Beiträge im wesentlichen auf eine Tagung des „Arbeitskreises Militärgeschichte“ im Herbst 1998 in Bochum zurückgehen, zieht eine Bilanz dieser Entwicklung, möchte zugleich aber auch die Forschung vorantreiben. In ihrem programmatischen Eröffnungsaufsatz vertreten die Herausgeber *Kühne* und *Ziemann* offensiv das Konzept einer „Militärgeschichte in der Erweiterung“, die – theoretisch reflektiert und auf breiter Quellenbasis – die alten „Meistererzählungen“, die über Jahrzehnte die Forschung dominiert haben, überwinden soll. Die Geschichte des preußisch-deutsche Militarismus in seiner Hochphase zwischen 1871 und 1945 oder der „Viktimisierungsdiskurs“, nach dem Kriegsbeteiligte vor allem als Opfer und Leidende erscheinen, soll abgelöst werden durch eine in Anlehnung an Michael Geyer entwickelte Militärgeschichte als „historische Soziologie organisierter Gewaltverhältnisse“. In der Fokussierung auf das komplexe Phänomen „Militär“ in

Friedens- wie Kriegszeiten sehen sie den entscheidenden Ansatz, die Militärgeschichte inhaltlich und methodisch an die allgemeine Geschichte anzubinden und ihr zugleich einen dezidierten eigenen Forschungsgegenstand zu erhalten. Die daran anschließenden persönlichen Rückblicke *Wolf-ram Wettes* auf die Probleme der Militärgeschichtsschreibung in der alten Bundesrepublik und *Jürgen Angelows* auf die entsprechenden Forschungen in der DDR verdeutlichen, wie wertvoll dieses Konzept sein kann. *Bernhard Kroener* belegt in seinem ausführlichen Forschungsüberblick über die Militärgeschichtsschreibung zur Frühen Neuzeit anhand vieler Einzelbeispiele, wie die Umsetzung in konkrete Forschung aussehen kann.

Unter den „Ansätzen und Themenfeldern“ des zweiten Abschnitts ragen die Beiträge von *Bernd Wegner* und *Dennis Showalter* zur Operationsgeschichte heraus. Wegner macht deutlich, daß eine Militärgeschichte, die den Kern kriegerischer Handlungen, nämlich Schlachten bzw. militärische Operationen ausblendet, und sich auf den politischen Rahmen, individuelle Erfahrungsgeschichten oder die „Heimatfront“ konzentriert, ebenso einseitig ist wie die sterile klassische Operationsgeschichte, die diese Aspekte ignorierte. Sein Plädoyer für die Entwicklung einer angemessenen Methodik und Fachsprache wird durch Showalters Ruf nach einer Symbiose von Militär- und Operationsgeschichte nachhaltig unterstützt. Dieser Versuch einer Wiederbelebung der Operationsgeschichte gehört trotz all ihrer methodischen Probleme zu den Herausforderungen des Bandes. Zudem ist Showalters Beitrag einer der wenigen Aufsätze, in dem eine nichtdeutsche

Perspektive dominiert. Schon diese wenigen Seiten über die völlig anders geartete militärische Tradition der USA und die Rolle der Streitkräfte in der Gesellschaft zeigen, wie fruchtbar ein komplementärer Band mit einer europäischen und außereuropäischen Perspektive sein könnte!

Es ist ein Verdienst der vorliegenden Sammlung, nicht ohne weiteres den Anschluß der Militärgeschichte an die derzeit modischen kulturgeschichtlichen Ansätze zu fordern, sondern die übrigen Aufsätze des zweiten Teils beleuchten ihre Beziehung zu ganz unterschiedlichen Subdisziplinen. *Jost Dülffer* und *Thomas Mergel* machen aus verschiedenen Blickwinkeln heraus deutlich, wie eine moderne Politikgeschichte, die sich als „Geschichte politischer Handlungen“ versteht bzw. Politik als „kommunikativen Prozeß“ auffaßt, auf militärgeschichtliche Fragestellungen bezogen werden kann, im Unterschied zu künstliche Trennungen der beiden Bereiche, wie sie z. B. das Alterswerk Gerhard Ritters noch kennzeichnen.

Marcus Funck zeigt ein breites Spektrum möglicher Forschungsfelder aus sozialgeschichtlicher Perspektive auf, *Stefanie van de Kerkhof* belegt anhand konkreter Fallbeispiele wie der Untersuchung der Rüstungsindustrie und der Kriegswirtschaft im Ersten und Zweiten Weltkrieg die Bedeutung ökonomischer Faktoren, und *Stefan Kaufmann* eröffnet Ausblicke auf eine Verbindung von Militär- und Technikgeschichte, ein Bereich, der in Deutschland bisher fast völlig brachliegt. *Anne Lipp* differenziert in ihrem Beitrag zwischen einer engeren, kulturgeschichtlich orientierten Militärgeschichte und einer umfassenden Kulturgeschichte des Krieges und führt für

beides eine Palette möglicher Forschungsthemen vor. Ebenso wie bei *Christa Hämmerle* in ihrem Beitrag über Militär- und Geschlechtergeschichte lösen sich dabei die Konturen der Militärgeschichte als selbständiges Arbeitsgebiet allerdings allmählich auf. Jedoch leistet jeder einzelne der Aufsätze des zweiten Teils einen Beitrag zur Methodendebatte und dient aufgrund der umfassenden Belege zugleich als informativer Literaturbericht.

Unter den „Perspektiven“ des dritten Teils sind die Überlegungen *Stig Försters* zur Fruchtbarmachung des Ansatzes Carl von Clausewitz' und seines Klassikers „Vom Kriege“ besonders anregend. Förster benennt den Krieg als eigentlichen Gegenstand der Militärgeschichte und hebt mit Clausewitz die politische Dimension von Kriegen bzw. ihre gesellschaftliche Einbindung hervor. Ebenso wie Kühne und Ziemann geht es ihm darum, der Militärgeschichte jenseits aller Methodenvielfalt eine einheitliche Grundlage zu geben. Den Kontrapunkt dazu setzt in gewisser Weise *Roger Chickering*, denn in seinem Plädoyer für eine „Totalgeschichte des Krieges“ geht dies weitgehend verloren.

Der Band schließt mit einem noch einmal historisch orientierten Rückblick *Wilhelm Deists* auf die deutsche Militärgeschichtsschreibung und einem eher zukunftsorientierten Einwurf von *Dieter Langewiesche*, der im „Kampf um Marktmacht“ den Anschluß der Militärgeschichte an die jüngsten Theoriendebatten annahmt. Eine Auswahlbibliographie der Herausgeber, die sich auf klassische Werke und neueste Veröffentlichungen konzentriert, rundet diesen sorgfältig zusammengestellten Band ab, der als Einführung in aktuelle und Grundlage für zukünftige

Diskussionen den Charakter eines Standardwerks zur deutschen Militärgeschichtsschreibung beanspruchen darf.

Christoph Strupp

Jürgen Osterhammel, *Geschichtswissenschaft jenseits des Nationalstaats. Studien zu Beziehungsgeschichte und Zivilisationsvergleich*, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2001, 384 S.

Allen Globalisierungsimperativen und Austauschprogrammen zum Trotz bewegt sich die Geschichtswissenschaft nach wie vor meist in einem nationalstaatlichen Rahmen. Die Macht der Gewohnheit dürfte dabei ebenso eine Rolle spielen wie Laufbahnerwägungen und fehlende Sprachkenntnisse. Gleichzeitig erschöpfen sich Versuche, das schlechthin „Andere“ auf den Sockel und damit einer eurozentristischen Blickverengung diametral gegenüberzustellen, häufig in einem ermattenden Schlagabtausch abgedroschener Phrasen und inhaltsleerer Theoriebruchstücke. *Jürgen Osterhammel* hat in den letzten Jahren maßgeblich dazu beigetragen, die Kluft zwischen einer methodisch anspruchsvollen, thematisch indes festgefahrenen Nationalgeschichte und den mit dem Ruch des eklektischen Dilettantismus behafteten universalhistorischen Ansätzen innovativ zu überbrücken. In drei Schritten durchmißt er das Feld, auf dem die neue „akademische Wachstumsbranche“ (S. 177) gedeiht. Neben methodisch-typologischen Überlegungen skizziert er die schillernde Vorgeschichte universalhistorischer Debatten, um dann selbst in den Ring zu steigen und Studien globalen Zu-

schnitts zu präsentieren. Mit der überseeischen Expansion Europas begann im 15. Jh. das Zeitalter des Kulturtransfers, dem der bloße Vergleich nicht mehr gerecht wird, da dieser zwangsläufig mit säuberlich herauspräparierten Analyseeinheiten hantiert, die die nunmehr komplexen Mischungsverhältnisse nur unzureichend abbilden. *Osterhammel* plädiert deshalb für eine beziehungsgeschichtliche Abrundung des transkulturellen Vergleichs, der den weitverzweigten Akkulturationsprozessen den ihnen gebührenden Platz einräumt. Im Übrigen ermöglicht ein solchermaßen offener Ansatz jenseits abstrakter Primat, die von der Historischen Sozialwissenschaft verpönte Machtfrage wieder zu stellen und geopolitische Konstellationen vorurteilsfrei zu profilieren.

Daß Ostasiaten erst Mitte des 19. Jh.s „gelb“ (S. 194) wurden, verdeutlicht ein Blick auf den windungsreichen Weg der Universalhistorie. Unterzog Edward Gibbon Orient wie Okzident noch denselben Beurteilungskriterien, so verschob sich ab 1800 die europäische Perspektive dramatisch. Die normativ aufgeladene wissenschaftlich-technologische Überlegenheit der Alten Welt verlieh einer Wahrnehmungsweise Auftrieb, die den Orient zu einem zusehends geschichtslosen Stereotyp degradierte. Während aber Thomas Macaulay oder James Mill beispielsweise den Indern noch die Möglichkeit zum Anschluß an westliche Gepflogenheiten und damit zum Aufstieg ins Konzert der tonangebenden Zivilisationen zubilligten, mutierte dieser benevolente Paternalismus mit kulturalistischer Schlagseite nach 1850 immer mehr zu einem rassistischen Stagnationsverdikt, das jegli-